

Vielfalt fördern, Einheit wahren

Der Bischof ist schon länger nicht mehr einfach ein hoher kirchlicher Würdenträger, bei dessen Erscheinen die Menschen ehrfürchtig erzittern, dessen Ring wenige Auserwählte küssen dürfen und der bei Firmungen den Backenstreich erteilt. Er repräsentiert Kirche in der Öffentlichkeit und häufig über die Massenmedien und hat zugleich die inneren Vorgänge der Diözese mit Geschick, Weitblick und Weisheit zu lenken. Er steht der Ortskirche vor und ist ihr Leiter und Inspirator. Im klassischen Verständnis ist er beides: Episkopus und Pontifex, Oberaufseher und Brückenbauer. Die Zeiten haben sich geändert. Was heißt das unter postmodern werdenden Bedingungen?

Die neuen Spielregeln der Kultur konstituieren nicht eine Nach-Moderne, wie der Begriff suggeriert. Sie beschreiben eine spezifische Form der Moderne, die sich von jener der Konzilszeit wesentlich unterscheidet. Die gewohnten kirchlichen Vorgehensweisen und Strukturen erweisen sich für sie als zunehmend ungeeignet. Diözesen können nicht mehr treulich verwaltet, sie müssen neu gestaltet werden. Dies

ist zuerst eine praktisch-theologische Herausforderung, bevor daraus strukturelle und personelle Konsequenzen folgen dürfen. Ein Handeln aus den Sachzwängen von Zahlen erweist sich im Vergleich dazu als hilflos und wenig zukunftsfähig.

Prophetie – Wahrheit in Differenz

Das Christentum hat über Jahrhunderte die Kultur Europas geprägt: ihr Denken über den Menschen, ihre Werthaltungen, ihre Feste und ihre Kunst. Spät hat sich die Aufklärung durchgesetzt und eine weitgehend säkulare Kultur hervorgebracht, wenngleich diese ihre christlichen Wurzeln bis heute nicht vergessen oder überwunden hat. Verloren gegangen ist die Plausibilität zentraler christlicher Glaubensinhalte, die Selbstverständlichkeit der Beteiligung am kirchlichen Leben und die kulturelle Prägekraft kirchlicher Moralvorstellungen und Lebenshaltungen. Sie getreulich in Erinnerung zu halten, reicht nicht mehr.

Die moderne Konzilshoffnung, den Glauben mit dem Leben so bezeugen zu können, dass er von den Gemeinden her ausstrahlt und Christen nach den Gründen ihrer Hoffnung gefragt würden, konnte nicht durchgehalten werden. Die Gemeinden sind zur Subkultur geworden, die in wenigen vornehmlich älteren Milieus verortet ist und sich nur schwer tradiert.

Wenn christliche Verkündigung wieder in die Kultur hineinwirken soll, muss sie sich den je aktuellen



Zeitfragen stellen und diese aus dem Evangelium und dem Geist des Reiches Gottes heraus beleuchten. Sie kann dabei nicht mehr damit rechnen, als Autorität wahrgenommen zu werden. Im Gegenteil: Gegenwärtig halten die Deutschen die Kirche für die Gestaltung der Zukunft für völlig irrelevant. Kontrastbotschaften zu senden, die für ein paar Tage zu Aufregern in den Medien werden, wie in den letzten Jahren öfter geschehen, erweist sich als wenig hilfreich.

In dieser Situation steht es einem Bischof gut an, sich sehr gute Berater zu suchen, die in der Sache kompetente und differenzierte Informationen geben können. Es geht darum, die Relevanzen und Sensibilitäten der Kultur gewissenhaft wahrzunehmen. Stellt man das Evangelium dagegen, so bleiben einerseits gerechte Anliegen, die oft andere Strukturen schaffen, als wir von früher her gewöhnt sind zu fördern. Und es bleiben oft gewaltige Defizite, die prophetisch um der Menschen willen benannt werden müssen. Diese werden oft nicht gewünscht, sondern mangels besserer Alternative in Kauf genommen. Nur wenn die Kirche eine konkrete bessere Alternative zu bieten hat, die kulturell interessant erscheint, darf sie hier stark auftreten. Und schließlich bleiben Aspekte des Themas, die einer anderen Grundlogik als der kirchlichen entsprechen – etwa, weil sie den Menschen oder den Profit vergöttern. Hier prophetisch zu reden, stünde der Kirche gut an. Allerdings müsste sie dann damit rechnen, an diesen eigenen Maßstäben auch dort gemessen zu werden, wo es für sie selbst weniger angenehm ist.

Eine solche öffentliche Verkündigung als christliche Wahrheit steht einem Bischof gut an, der damit die Maßstäbe für die Verkündigung auch in die Gemeinden hinein setzt. Sie würde die Predigten wieder interessant und die Kirche relevant machen – allerdings um den Preis vieler innerer Auseinandersetzungen um die rechte Auslegung des Evangeliums.

Einheit – auf Jesus Christus hin

Innere Auseinandersetzungen prägen die westdeutsche Kirche mindestens seit den 1990er Jahren, als traditionale Bischofsnennungen den Fortschritt der Konzilsgeneration in Frage stellten. Prallten anfangs das traditionale und das moderne Deutungsmuster unversöhnlich und mit gegenseitigen Vernichtungswünschen aufeinander, haben sich inzwischen die Wogen etwas geglättet. Die Modernen haben gelernt, sich in das Unvermeidliche zu fügen, wenn auch mit einem gehörigen Maß an Resignation und gelegentlich aufflammenden Widerstandsparolen. Die Traditionalen haben gelernt, dass man das Rad der Zeit nicht zurück drehen kann und die real existierenden Gemeinden fast durchweg modern sind; ebenso wie ihre Pfarrer.

Darin zeigt sich ein postmodernes Phänomen. Die Moderne bringt die bunte Vielfalt hervor, wie wir sie im breiten Spektrum von Gruppen, Initiativen und Modellen vorfinden, die die kirchliche Landschaft so grundlegend und entsprechend dem Aggiornamento («Verheutigung«, d.Red.) des Konzils geprägt haben. In der Postmoderne wird dagegen sichtbar, dass es



nicht nur eine bunte, sondern auch eine anstrengende, anstößige, heterogene Vielfalt gibt; eben die zwischen einem modernen und einem traditionellen Deutungsmuster. Zudem entwickelt sich unter den Jüngeren, die die Kirche schon in mehreren Generationen nicht mehr erreicht, ein postmodernes Deutungsmuster. Es zeigt sich in der Spaßkultur ebenso wie in der neuen Suche nach Spiritualität und Innerlichkeit, wie sie zum Beispiel die neuen geistlichen Bewegungen – oft in Verbindung mit traditionellen Inhalten – bedienen.

Ein Bischof ist in dieser Situation gefordert, diese heterogene Vielfalt des Kirchlichen im Blick zu haben, ja sie zu fördern, weil sie der Inkarnation des Evangeliums in unsere Kultur dient. Er wird darüber wachen, dass sich all diese Strömungen zurecht auf Jesus Christus berufen und gewillt sind, sich in die Tradition der Kirche zu stellen. Er wird Brücken bauen zwischen den Strömungen, die einander aus ihrer Eigenlogik heraus nicht verstehen können und sie verpflichten, auf das Ganze katholisch bezogen zu bleiben. In all den schwierigen inneren Auseinandersetzungen wird er vor allem im Blick behalten und erinnern, dass Jesus Christus der Herr der Kirche ist und Er allein der Grund ihrer Einheit. Von daher wird er mit einer gewissen Gelassenheit manches ermutigen, das seine beste Form erst finden muss. Und er wird allen Versuchen wehren, eines der Deutungsmuster zum Maßstab der anderen zu machen.

Gottesbezug – die Alltagsrelevanz

Für die Kirche inmitten einer Kultur ist es tödlich, wenn sie ihre Kräfte in inneren Konflikten oder in der Ausgestaltung der eigenen Subkultur verbraucht. Eine postmodern werdende Kultur zeigt ein ganz neues Interesse am Religiösen. Allerdings sucht sie es nicht in der Kirche, sondern im Leben. Sie will wissen, was es für einen Unterschied im Alltag macht, ob man ein spiritueller Mensch ist oder nicht. Leben Christen anders als andere – vom Gottesdienstbesuch am Sonntag abgesehen? An welchen Zeichen lässt sich das eindeutig festmachen? Sind Christen moralischer; und wem dient das? Leben sie besser, glücklicher, ökologischer, sozialer?

Ein zentrales Motiv heutiger Menschen zur Spiritualität ist die Hilfe und Orientierung in den Grundfragen des Lebens. Für die Jungen ist das die Suche nach der eigenen Identität und Berufung; für die Menschen mittleren Alters ist es die Suche nach Geistesklarheit und Kraft, um die Anforderungen des Alltags zu bestehen; für die Älteren sind es der Trost in den zunehmenden Lasten des Alters und die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod. Hilft der Glaube zweifelsfrei in diesen Grundfragen des Lebens? Oder haben wir uns als Kirche unter der Hand so auf die Lebensfragen der Älteren spezialisiert, dass wir die anderen längst aus dem Blick verloren haben?

Bischöfe sind bei uns vom Lebensalter her ebenso wie die Pfarrer und inzwischen auch die Kirchgänger und die Gemeindemitglieder, großteils der Gruppe



der Älteren (und das ist gesellschaftlich die Generation 50+) zuzuordnen. Die große Herausforderung für den Bischof besteht darin, zu sehen, dass seine eigenen Lebens- und Glaubensbezüge nur ein Segment ausmachen. Er wird gezielt in seinen Beraterstab viele Menschen mittleren und jüngeren Alters holen. Er wird sie nach dem Prinzip auswählen, differente Positionen, Erwartungshaltungen und Lebenslagen zu sehen, mit ihnen in Kontakt zu sein und sie anstößig als Fremdprophetie in die kirchliche Logik einbringen zu können.

Der ideale Bischof gesucht?

Den idealen Bischof gibt es nicht; zu hoch sind heute die Anforderungen, zu schmal die Basis möglicher Kandidaten, zu heterogen die Erwartungen aus Kirche und Kultur. Menschen können in ihr Amt hineinwachsen und über sich selbst hinaus wachsen. Dazu benötigen sie einen guten Boden, der sie nährt und pflegt. Einen entsprechenden Boden des Glaubens und der Gottesnähe kann man voraussetzen. Den Boden der Liebe und des Angenommenseins, der Loyalität und des kritisch-konstruktiv fördernden Dialogs muss ihm seine Diözese bereiten. Nur wo ein Mensch angenommen ist, kann er wachsen und Frucht bringen. Und schließlich: Auch ein Bischof ist nur ein Mensch. Er braucht – oft mehr als andere – Barmherzigkeit und Versöhnungsbereitschaft in seiner Umgebung. So kann er zwar kein idealer, aber ein wirklich guter Bischof für alle werden. ■